

GERHARD SCHWEIZER

Syrien verstehen

GESCHICHTE
GESELLSCHAFT
UND RELIGION



Klett-Cotta

der beiden mühsam erstandenen Orangen. Mir, dem Nichtmuslim, den er nie zuvor gesehen hat und mit dem er auch kaum etwas reden kann! Im ersten Moment zögere ich, die Orange anzunehmen. Sein rotweiß-gewürfeltes Kopftuch und der Umhang sind mehrfach geflickt; ein eher armer Mann? Wir unterhalten uns mehr in Zeichensprache als mit Worten. »Ana almani«, ich sei Deutscher, kann ich arabisch auf seinen fragenden Blick gerade noch antworten. Er scheint zufrieden, nickt mir noch einmal lächelnd zu und verschwindet in der Menschenmenge.

Solche Begegnungen hatte ich viele in Syrien. Es sind unvergessliche Eindrücke gerade in ihrer Beiläufigkeit. So auch ein Soldat. Er kommt aus einer Bäckerei heraus, sieht mich, bricht den gerade gekauften Kuchen entzwei und gibt mir die Hälfte. So auch eine Bauernfamilie. Sie lädt mich, den Vorbeigehenden, am Feldrand während einer Arbeitspause ein, mit ihnen das ohnehin karg bemessene Mittagessen, Linsen und Brotfladen, einzunehmen. So auch ein junger Bursche. Er weist mir im Busbahnhof, wo die Aufschriften nur in Arabisch gehalten sind, den Weg zum richtigen Schalter, ja besorgt mir noch die Fahrkarten, um mir die Verständigungsprobleme mit dem Schalterbeamten zu ersparen, und verabschiedet sich, höflich lächelnd ein Trinkgeld zurückweisend. Es sind oft Menschen, die keine Fremdsprachen beherrschen, bei denen allein der Augenkontakt, die spontan empfundene Sympathie zählt.

Dann die meist englisch geführten Gespräche in Teestuben, Restaurants, die unvoreingenommene Neugier auf Auskünfte über Europa, den Westen, bei Gebildeten das Interesse an Diskussionen über arabische Kultur, den Islam . . .

Solche Begegnungen über alle trennenden Unterschiede hinweg ergeben sich oft zufällig, zwanglos, nebenbei. Es scheint zu genügen, als Nichtmuslim den Eindruck zu erwecken, dass man die heimische Kultur, Lebensform und Religion respektiert.

Die Syrer seien von ihrer Tradition her schon immer offen zu den Fremden gewesen, erklärt mir wortreich ein Basarhändler, schließlich habe der Handel mit dem Ausland stets eine große Rolle gespielt. Ob Kaufleute es sich leisten könnten, sich gegen Fremde abzuschirmen? Er lacht über die selbstgestellte Frage. Die Syrer würden einen Unterschied zwischen der Politik und den einzelnen Menschen machen, mit denen sie es im Alltag zu tun hätten.

Wie sollte ich eine solche Antwort einschätzen?

Es sind Eindrücke, deren Gegensätze zunächst einmal nur widersprüchlich erscheinen.

»Reden wir nicht über Politik!«

Syrien scheint sich Mitte der neunziger Jahre von den religiösen und politischen Erschütterungen erholt zu haben, so signalisiert zumindest der erste Eindruck beim Streifzug durch die Städte. An den Einfahrtsstraßen von Damaskus, Aleppo, Homs, Hama und Lattakia wiederholt sich die gleiche Szenerie: Neubausiedlungen ziehen am Autofenster vorbei, serienweise gereihte Betonwohnblocks, viele Häuser noch mit Baugerüsten umgeben. Ein Bauboom hat das ganze Land erfasst, dessen Anfänge in die achtziger Jahre zurückreichen und dessen Ende nicht abzusehen ist. Grellbunte Propagandaplakate lassen keinen Zweifel daran, wem dieser Bauboom allein zu verdanken sein soll: der Baath-Partei. Auch hier dominieren in der Bilderflut Assad-Porträts. Manche Plakate präsentieren einen Staatspräsidenten, dessen segnend geöffneten Händen wie aus einem Füllhorn Geschenke an das Volk entströmen: Betonhochhäuser, Kraftwerke, Staudämme, Hochspannungsmasten. Fortschritt und Partei haben identisch zu sein, genauer noch: Fortschritt und der Präsident.

Der moderne Umbruch, der Syrien erfasst hat, ist älter als die Macht der Baath-Partei, aber er beschleunigt sich zusehends unter der Regierung der Baathisten. Es ist ein ebenso unvermeidlicher wie auch problematischer Umbruch. Seit den sechziger Jahren stieg die Lebenserwartung der Syrer dank besserer Ernährung und medizinischer Versorgung von durchschnittlich 53 auf 68 Jahre. Entsprechend ist jedoch die Einwohnerzahl nach oben geschneit, ohne dass eine Geburtenregelung bisher die Entwicklung hätte steuern können: Innerhalb dreier Jahrzehnte wuchs die Bevölkerung von 4,5 auf nahezu 18 Millionen. Dies ließ die Landflucht lawinenartig anwachsen. Nahezu die Hälfte aller Syrer lebt bereits in Städten,² dies in einem Staat, der bis in die sechziger Jahre überwiegend auf die Landwirtschaft ausgerichtet war. Die Städte wachsen sprunghaft wie auch in vielen anderen Ländern der sogenannten Dritten Welt. Allein Damaskus vergrößerte sich von 1965 bis 1995 von 500 000 auf nahezu

vier Millionen Einwohner. Mit welchen Folgen?

Als ich Mitte der neunziger Jahre nach Syrien kam, lag die letzte größere Wirtschaftskrise mehr als ein Jahrzehnt zurück. Syrien erlebte schon das vierte Jahr eines beachtlichen Wachstumsbooms. Nirgends entdeckte ich ausgedehnte Hüttensiedlungen aus Brettern, Wellblech und Plastikplanen, nirgends Slums mit jenem schreienden Elend, wie ich sie zur Genüge in Ägypten, Algerien, Marokko, dem Iran, ja selbst in der Türkei kennengelernt hatte – nirgends gärende Unruhezone sozial Entwurzelter, die, herausgerissen aus ihren gewohnten Traditionen, besonders anfällig sind für die Parolen islamischer Fundamentalisten. Hat es Syriens Baath-Partei demnach verstanden, das Massenelend auf Dauer zu besiegen? Und ist es der Regierung tatsächlich gelungen, die »fundamentalistische Gefahr« zu bannen? Auf den ersten Blick sieht es so aus. Für den Nahen Osten wäre es die herausragende Ausnahme.

Je länger ich aber in Syrien unterwegs war, desto mehr sollte ich spüren, wie brüchig der soziale Fortschritt, wie ungesichert der religiöse Frieden auch hier war.

Syrer bestätigen allerdings meinen Eindruck prompt und geschmeichelt, es gebe in ihrem Land auffallend wenig Slums und kaum Bettler. Auf meine Frage, ob sie das für eine Leistung ihrer jetzigen Regierung hielten, stimmen manche vage zu. Andere aber erklären bei weiteren Nachfragen, sie könnten von ihrem geringen Einkommen nicht leben, sie müssten noch in allerlei Nebenjobs arbeiten, um die Familie einigermaßen ernähren zu können. Wie ihnen ergehe es vielen.

Die meisten lenken rasch zu einem anderen Thema über, sobald ich die Baath-Partei oder Assad erwähne. Manche raunen mir zu, ich solle keine Namen nennen, weder den der Partei noch den des Staatspräsidenten, das sei nicht gut. – Wieso das? – Wir würden beobachtet, es gebe recht neugierige Leute; die wenigsten verstünden zwar Englisch, aber bei bestimmten Namen würden sie hören, dass wir über Politik redeten, überhaupt sollten wir über etwas anderes sprechen. Sie fragen mich nach »Germany« und lassen sich nicht mehr so rasch von diesem Thema abbringen. Sie geben jedoch bereitwillig Auskunft über Syrien, soweit ich etwas über Sehenswürdigkeiten, die Kultur und den Islam wissen will.

Ich habe mich bald an die Sprachregelung gewöhnt: Statt Baath-

Partei sage ich »die jetzt regierende Partei«, statt Assad »der amtierende Staatspräsident«. Doch auch dann bleiben viele Syrer nervös, so als ob die englisch formulierten Begriffe trotzdem noch von dem einen oder anderen Passanten erfasst werden könnten. Zu viele neugierige Leute . . . Ein solcher Hinweis mit vieldeutigem Blick beendet jedes Gespräch über Politik.

In Tartus, einer überschaubaren Kleinstadt, bekomme ich erstmals anschaulich vorgeführt, wovor die Bürger Angst haben. Ich sitze bei Sonnenuntergang in einem der Cafés direkt am Meer, wo das gleichmäßige Wellenrauschen die Worte schon auf kürzere Entfernung undeutlich werden lässt. An meinen Tisch haben sich zwei Lehrer gesetzt. Mit ihnen habe ich bereits einige Minuten über die sozialen Verhältnisse in Syrien geredet, wobei die Lehrer erstaunlich offen davon berichten, dass die Stromversorgung in den Städten wegen Netzüberlastung immer wieder zusammenbreche. Sie fragen mich nach meinem Beruf. Ich habe mir in solchem Fall längst angewöhnt, etwas vage mit »Historiker« oder »Archäologe« zu antworten, um alle Bedenken zu zerstreuen. Aber hier in scheinbar abhörsicherer Umgebung bin ich neugierig, wie die sympathisch-kritischen Gesprächspartner auf meine Antwort reagieren werden. Ich sage, ich schreibe kulturhistorische und auch politische Bücher. Sie starren mich an, schweigen. Dann lacht der eine etwas verkrampft. »Political books?« Er scheint verblüfft, dass ich das so offen sage, verblüfft auch, dass ich anscheinend ungehindert in Syrien reisen kann. In dem Moment erschrecke ich selber über meine Unvorsichtigkeit.

Plötzlich lachen beide. Der eine weist mit einer nur vage erkennbaren Kopfbewegung einen Tisch nach hinten und sagt gedämpft, mit ironischem Augenzwinkern: Ich solle, was ich eben gesagt habe, doch bitte mit etwas größerer Lautstärke wiederholen, damit der da hinten das verstehe. Der sei ein Spitzel. – Ob der Englisch verstehe, frage ich ebenfalls gedämpft. – Nein, das nicht, aber dem sei schon verdächtig, dass wir miteinander redeten. Wir sollten besser das Thema wechseln. Es wimme hier nur so . . . Er verdreht die Augen, beide lachen. Ich sehe kurz zu dem Beobachter an dem hinteren Tisch, einem Mann mit Anorak und Schirmmütze. Die Lehrer getrauen sich immerhin, diesem Beobachter durch zweideutiges Gelächter zu demonstrieren, dass sie in der überschaubaren Kleinstadt hier ohnehin seine Funktion kennen.

Wir reden nun ganz allgemein über Sehenswürdigkeiten in Tartus. Den Lehrern scheint es darauf anzukommen, ihrem Beobachter außerdem zu demonstrieren, dass sie bei der Unverfänglichkeit der Themen kein schlechtes Gewissen zu haben brauchen.

Ja, es gebe zur Genüge Geheimpolizei, bestätigt mir noch am selben Abend ein syrisch-orthodoxer Christ. Wir haben uns in einem Restaurant beim Abendessen kennengelernt und gehen auf dem Heimweg ein Stück gemeinsam durch die nächtlichen Straßen. Die Geheimpolizei sei allgegenwärtig, erklärt er, manche Spitzel kenne er schon, Tartus sei schließlich eine kleine Stadt, manche Spitzel aber . . . Seine Stimme bleibt gedämpft, als ob er sich sogar auf der menschenleeren Straßenkreuzung beobachtet und belauscht fühlen müsste. Gar nicht weit von hier, nur drei Häuserblocks weiter, habe ein Mann in Zivil einen Flüchtigen erschossen. Der Flüchtige, ein Muslim, habe auf offener Straße aus Eifersucht seine Frau niedergestochen, aber er sei nur zwei- bis dreihundert Meter weit gekommen, dann habe sich ihm der Geheimpolizist in den Weg gestellt. Jeder müsse jederzeit damit rechnen, dass so einer sehr schnell zur Stelle sei. – Das seien ja sehr unsichere Verhältnisse, kommentiere ich. – Unsicher? Wieso unsicher? Nein, im Gegenteil, antwortet der syrische Christ zu meiner Überraschung, gerade weil es so viel Polizei gebe, sei Syrien ein sicheres Land. Die Regierung habe alles unter Kontrolle, die Regierung schütze die Bürger. In Syrien herrsche Ordnung, Syrien sei ein äußerst stabiles Land . . .

Ausgerechnet ein Christ verteidigt das Spitzelsystem der Baath-Sozialisten! Vielleicht weil Michel Aflak, der Begründer dieser Partei, Christ war? Vielleicht, weil Aflak besonders dafür eingetreten war, dass Muslime und Christen gleichberechtigt als »Araber« in einer »arabischen Nation« leben sollen? Im Verlauf meiner Reisen 1994 und 1995 sollte ich entdecken, dass relativ viele Christen sich demonstrativ zum Baath-Regime bekennen, denn der »jetzt amtierende Staatspräsident« verteidige mehr als seine Vorgänger die Rechte der Christen gegen die Forderungen radikaler Muslime.

Noch eindeutiger loben lediglich die Alawiten das Baath-Regime, sie, die ein paar Jahrzehnte früher sich noch vor Anfeindungen orthodoxer Sunniten und Schiiten fürchten mussten.

Die meisten Syrer aber weichen jedem Gespräch über Politik sichtlich